

Himmelweite Heimat

Warum das Fremde nicht ausgeschlossen werden kann

Die Kirche, Ev. Wochenzeitung für Berlin und Brandenburg, 7. August 2016

Von Georg Magirius – Redaktion: Amet Bick

Es war bereits spätabends, als ich etwas Verbotenes tat: Ich schaute im Fernsehen einen Heimatfilm – „Das Wirtshaus im Spessart“. Und war hingerissen! Der Film aus den angeblich so verklemmten 50er Jahren wirkte überhaupt nicht kleinkariert. Die burschikose Liselotte Pulver schleicht sich in die Räuberhöhle – in der Kluft als Mann. Ekstatisch tanzt sie und immer wieder wird eine höfisch-militärische Welt lächerlich gemacht.

Das Bekenntnis zur Idylle empfand ich nicht als eng, weil ständig Grenzen überschritten wurden. Die Waldlandschaft des Spessarts gegen Fremdes abzusichern, wäre ohnehin absurd, ruht in ihr doch etwas unauslotbar Tiefes. Im Spessart kann man sich verlaufen – auch heute noch, was sich dann alles andere als heimelig anfühlt.

Der Film wirkte auf mich anders als die Heimatbekenntnisse, die wie Kampfansagen auftreten: fein abgezielte Eigenheimbereiche, die ein Besucher nur mit Strümpfen betreten darf, damit kein Steinchen das Parkett zerstört. Platten schreiben den Weg im Garten vor. Unkraut muss raus! Weil es aber wiederkommt, werden bald immer weitere Gartenflächen asphaltiert. Doch sauber genug ist der Heimatboden noch immer nicht, sodass der Hochdruckreiniger im Fortissimo zu musizieren beginnt.

Spätestens dann ist mir klar, dass ich in Heimatdingen unmusikalisch bin. Vielleicht aber sehne ich mich auch nur nach einer tiefen Geborgenheit, die das Wachsen nicht verhindert und andere nicht ausschließen muss. Die Angst vor dem Fremden schwindet nicht, indem man es abzuwehren versucht, glaube ich. Oder eine bestimmte Anzahl Flüchtlinge ins Land lässt, um sie dann in dem Sinn zu integrieren, dass sie als Bald-schon-nicht-mehr-Fremde das Land zu einer noch erfolgreicherer Wirtschaftsmacht machen, wie es häufig heißt. Stattdessen beginnt eine umfassendere Heimaterfahrung, wenn man Fremde nicht als einen zu beseitigenden

Problemfall ansieht – und sei es durch Integration. Denn die Integration anderer kann das Gefühl nicht beseitigen, sich selbst nicht immerfort zu Hause zu fühlen.

Der Mensch kann Wurzeln schlagen, ist aber kein Baum

Von diesem Fremdheitsgefühl erzählt die Bibel oft. Freilich kennt sie auch das klassische Verständnis von Heimat. So findet sich in der alttestamentlichen Weisheits-tradition ein klares Ja zum Leben, dem eine beruhigende Ordnung zugrundeliegt. Der Mensch soll Häuser bauen, Wein anbauen, darf sicher wohnen. Der Mensch also kann Wurzeln schlagen. Allerdings ist die Bibel viel zu realistisch, um ihn mit einem Baum zu verwechseln. So hat Jesus Jahrzehnte in Nazareth gelebt, nur interessiert sich das Neue Testament dafür nicht, sondern für jene Monate, die er als Fußgänger unterwegs war.

„Die Füchse haben Gruben“, sagte er einmal, „und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege.“ Damit bekannte er sich als heimatlos – wenn man unter Heimat nur die sprichwörtlichen vier Wände versteht. Freilich habe er einen Vater im Himmel, sagte er, was als ein Obdach der anderen Art verstanden werden kann.

Solch ein himmelweites Heimatverständnis erlaubt es, sich genau am rechten Fleck zu fühlen, ohne an Ortsschilder gebunden zu sein. Selbst Gerüche können Heimat sein. Oder ein Geschmack. Für mich sind es wild gewachsene Heidelbeeren, die ich als Kind im Urlaub sammelte. Zuhause gab es sie nicht. Überhaupt fühlte ich mich in Südhessen, wo ich geboren bin, nicht übermäßig heimisch. Das südhessische Idiom war mir wegen meines Migrationshintergrundes nicht recht geläufig: Meine Großeltern stammen aus Westpreußen, Oberhessen, Mittelfranken, Sachsen. Meine Eltern lernten sich wiederum in Stuttgart kennen, um dann in Hessen zu leben, wo ich schon bald nicht mehr zur Schule ging, sondern im benachbarten Bundesland, sodass ich fortlaufend eine Landesgrenze überschritt.

Kürzlich schmeckte ich meine Urlaubsheimat wieder, als ich in einer ganz anderen Gegend auf ein üppiges Waldheidelbeervorkommen stieß. Genau genommen löste es eine Erinnerung daran aus. Denn die Erfahrung, als Kind in ein Heidelbeermeer zu fallen, kann ich ja nicht wiederholen. Findet sich Heimat also auch in der

Erinnerung? Dann kann sie kein Migrationsprozess in Frage stellen. Auf alle Fälle muss sie nichts Statisches sein, sondern kann beweglich sein.

Immer von Neuem den festen Standpunkt aufgeben

Wohl deshalb fühlte ich mich in dem Ort, wo ich aufgewachsen bin, vor allem auf dem Sportplatz aufgehoben. Wir liefen Runde um Runde – immer im Oval, was streng genommen keinen Sinn besaß, weil Start und Ziel zusammenfielen. Und doch: Es war eine wundersame Gelöstheit, die wir uns erliefen, indem wir immer wieder von neuem unseren festen Standpunkt aufgaben.

Was in der Natur des Menschen liegt. Dank seiner Beine hat er die Begabung aufzubrechen und kann die überraschendsten heimatlichen Zusammenhänge herstellen. Einander Liebende haben oft ein Lied, das beim Wiederhören eine bergende Vertrautheit aufleuchten lässt. Musik gelingt es in Sekundbruchteilen, jenen einen gemeinsamen Boden zu schenken, die eben noch einander fremd gewesen sind. Ähnliches lässt sich beim Spiel, im Sport, bei ausgelassenen Feiern erleben.

Das spricht nicht dagegen, an einem bestimmten Ort zuhause zu sein. Aber es reibt sich mit einem Verständnis, das die Heimat schützen will vor denen, die wandern. Wobei auch die Sesshaften Brüche und Verluste erfahren – selbst wenn sie ihr ganzes Leben an einem Ort verbringen. Womöglich machen Flüchtlinge Angst, weil sie vor Augen stellen, dass das eigene Leben flüchtig ist? Die Angst hat dann gar nichts direkt mit ihnen zu tun, sondern mit dem kaum steuerbar Unbekannten, das zum eigenen Leben gehört.

Der Glaube verharmlost diese Angst nicht. Und erzählt, dass sie sich in eine schöne Möglichkeit verwandeln kann. Denn wer sich nicht immerzu heimisch fühlt, verfügt über die Sehnsucht, nach einer Geborgenheit zu suchen, die erst noch kommt. Davon erzählt die Exodusüberlieferung, die älteste biblische Tradition, eine Heimatgeschichte par excellence, die allerdings eine jahrzehntelange Migration zum Inhalt hat. Sie stellt die oft übliche Perspektive im Umgang mit Flüchtlingen auf den Kopf, weil sie diese nicht als Hilfsempfänger betrachtet, sondern als Akteure, als das von Gott erwählte Volk.

Die Hebräer sind in dem Land, wo sie geboren sind, nicht heimisch, weil sie Sklaven sind. Ihre Heimat ist anderswo, eine Sehnsucht, die Beine macht: Kanaan, ein Land,

in dem Milch und Honig fließen. Hätte man die Lebensbedingungen der Israeliten in Ägypten nicht verbessern können? Gott aber will keinen perspektivischen Fortschritt, sondern Freiheit. Sofort. Die Flucht gelingt und zwei Jahre später stehen sie an der Grenze ihres Sehnsuchtslandes. Dann aber reden sie mögliche Schwierigkeiten groß und die einstige Sklaverei schön. Das ärgert Gott so sehr, dass fast niemand von denen, die aus Ägypten flohen, Kanaan betreten soll, ihre Nachkommen aber dürfen hinein.

Auf dem Weg erfahren sie bereits Heimat

Weshalb wandern sie dennoch fast vier Jahrzehnte weiter? Weil sie auf dem Weg bereits Heimat erfahren, in Augenblicken. Da ist etwa das Himmelsbrot, das auf köstliche Weise fremd und – so übersetzt Luther – nach Honigsemmeln schmeckt. Geborgen werden sie sich auch bei der Rast an Wasserquellen gefühlt haben oder beim Klang der silbernen Trompeten, die immer wieder zum Aufbruch bliesen. Das vielleicht bewegendste Heimatsymbol aber ist die Stiftshütte. Es ist kein Eigenheim, auch kein Tempel, sondern ein Zelt, aufbaubar und wieder abbaubar. Gott wohnt dort nicht, senkt sich aber manchmal per Wolke hinein. Die Welt draußen ist nicht ausgesperrt, weil Geräusche und Gerüche durch die Stoffbahnen eindringen.

Wer einmal erfahren hat, wie sich eine gut gehütete Sicherheit augenblicklich erledigt und sich das Leben dann wie ein Provisorium anfühlt, kann in einer Hütte vielleicht am ehesten eine bergende Ruhe finden. Selbst in Kirchen ist das nicht immer möglich, vielleicht überhaupt in keinem festen Gebäude – es sei denn, es ist das Wirtshaus im Spessart.

Georg Magirius ist Theologe und Schriftsteller. Von ihm ist das Buch „Schritt für Schritt zum Horizont. Ein Pilger-Werkbuch“ im Herder Verlag erschienen.

www.georgmagirius.de